

Erzählung von Thomas Spyra

Familiengeheimnisse

Als die Dämmerung in die Nacht übergang, quollen sie in Massen aus dem Loch in der Wehrmauer heraus. Ich stand gerne hier, hoch über dem abschüssigen Felsen und sah an der etwa zwölf Meter hohen, senkrecht abfallenden Mauer der Vorburg hinunter. Jedes Mal ergötzte mich das emsige Treiben, welches jeden Abend einsetzte. Scheinbar ohne Ziel schossen sie lautlos heraus, um dann direkt über dem Wasserspiegel des Schlossweihers zu gleiten. Bei Mondschein konnte ich ihre Jagd auf die Insekten bewundern.

Es war einer jener Momente, in welchen man meint, die Welt halte den Atem an. Stille lag über dem Land, die Menschen hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen. Ab und zu das Klirren von Kuhketten, dumpfes Gurren der Schweine aus dem nahe gelegenen Stallungen. Träumend stand ich hier oben und rätselte: Hatten die Erbauer der mächtigen Schildwand, die hier oben noch eine Breite von über fünf Metern maß, die quadratische Öffnung in dem kleinen vorgelagerten Pfeiler am Fuße der Mauer extra für die Fledermäuse gelassen?

Meine Familie bewohnte diese mächtige Anlage seit drei Generationen. Der Großvater, ein reicher Lebkuchenfabrikbesitzer, hatte die auffällige, ehemalige Komturei des Deutschherrenordens hier auf der Frankenhöhe in den 1920er Jahren billig erworben. Mit viel Geld ließ er daraus ein komfortables Schloss entstehen - pompös, aber ungemütlich. Da änderten auch die vielen rot-weiß gestrichenen Fensterläden nichts daran. Darum hatte ich nach dem Tod meiner Mutter lediglich die kleine Vogtei für mich hergerichtet.

„Die Braune Burg“ – so sagen die Einheimischen noch heute dazu. Bereits vor 1930 soll hier die Hakenkreuzfahne geweht haben. Zwei Jahre später waren die braunen Horden der SA hier eingezogen, zur Ausbildung und wilden Saufgelagen, erzählten sich die Leute. Als sie abzogen, wurde es ruhiger, ihre Nachfolger, die Elite der SS traf sich dann hier – ebenfalls zu Schulungen und zum Feiern. Dass dies mit unserer Familie zu tun gehabt habe, stritt Großvater immer heftig ab, er sei dazu gezwungen worden. Genauso, wie von ihm gefordert worden sein soll, dass er sich von seiner nichtarischen Frau trennen sollte. Meine Großmutter hatte sich dann 1934 mit meinem damals zwölfjährigen Vater nach Südfrankreich abgesetzt. Man munkelte im Dorf

auch, dass SS-Sondereinheiten mit mehreren schweren Lastkraftwagen kurz vor Kriegsende hier tagelang aus- und eingefahren seien.

Einige Wochen später zuckten blaue Blitze durch den Eichenwald, als ich auf die Zufahrt zum Schloss einbog - es waren die Blinkleuchten der örtlichen Feuerwehr. Schnell eilte ich zu den auf der Mauer stehenden Männern.

„Der Mauerpfeiler ist weggebrochen, hat ein riesiges Loch in die Schildwand gerissen“, rief mir Franz, mein Freund und Hausmeister, schon von Weitem zu.

„Auch die Zisterne ist ausgelaufen und hat sich ins Tal ergossen“, ergänzte der Feuerwehrkommandant Riedel.

„Glücklicherweise ist das Wasser über die Felsen Richtung Wald gestürzt und nicht ins Dorf“, setzte Riedel hinzu.

Ich beugte mich zwischen den Zinnen über die Brüstung und stierte nach unten. Aufgeregt flogen Fledermäuse wild durcheinander, obwohl die Dämmerung noch nicht eingesetzt hatte. Da, wo sonst die kleine Öffnung war, klaffte ein großes viereckiges Loch in der Wand, der kleine Pfeiler war ganz weg. Immer noch lief Wasser heraus. Einige der Feuerwehrmänner waren dabei, den Zugang zur Mauer abzusperren.

„Kommen Sie bitte herunter Herr Rodán“, forderte mich der behelmte, immer schwitzende Chef der örtlichen Feuerwehr auf, „Es besteht die Gefahr, dass noch mehr einstürzt!“

Ich schaute ihn fragend an.

„Wir können hier nicht mehr viel machen. Da müssen Baufachleute her.“ Die Männer packten ihre Sachen zusammen und rückten ab.

Nach dem Abendessen stieg ich die vielen Stufen hinauf, räumte die Absperrung weg und setzte mich auf meinen Lieblingsplatz, eine kleine Geschütznische am südöstlichen Knick der Wehrmauer. An einem so schönen warmen Sommerabend - einfach die Stille genießen.

Ich blickte hinunter auf das Steingeröll, die Fledermäuse flogen wie immer, als sei nichts geschehen, nun aus der großen Öffnung. Der aufgehende Mond beschien die Felsen und die Wand mit weißem Licht. Wieso ist die Ausbruchöffnung rechteckig? Ein Geheimgang? Vielleicht zum verborgenen Schatz, von dem immer wieder einmal die Rede in der Familie war? Den könnte ich dringend gebrauchen, die Instandsetzung würde wieder Unsummen verschlingen. Meine Neugier war geweckt. Eilig ging ich zurück ins Haus.

„Franz! Da ist vielleicht ein Schatz in dem großen Loch!“, rief ich in die Küche.

„So'n Schmarrn - du spinnst doch! Wie kommst du auf so eine absurde Idee?“

„Mein Vater hat immer was von einem Schatz gefaselt – los, jetzt komm mit!“

„Jetzt mitten in der Nacht?“, immer noch zögerte Franz.

„Naja, vielleicht besser als am Tag, wenn uns das halbe Dorf beobachten kann.“ Ich wusste, mein Freund würde mich nicht im Stich lassen, er war immer für alles zu haben. Wir suchten die nötigen Ausrüstungsgegenstände zusammen.

Was mache ich da eigentlich, ging es mir durch den Kopf? Wenn uns jemand sieht wie wir wie Schulbuben heimlich einen Schatz suchen, ich, als ein Mann in den besten Jahren, mit einer eigenen Anwaltskanzlei, ein angesehenes Mitglied der Gesellschaft?

Mittlerweile ging es schon auf Mitternacht zu, es war stockdunkel, Wolken hatten den Mond versteckt. Wir befestigten das Seil an den Zinnen und seilten uns zur Öffnung hinab, vorsichtig, damit sich nicht noch mehr Steine lösten.

„Da ist ein Eingang, der zugemauert war, schau hier geht's weiter“, und schon verschwand Franz im Dunkeln.

Hurtig kletterte ich über einige Steine hinterher. Langsam tappten wir vorwärts, der Boden stieg sachte an, nach etwa zwanzig Metern führten Treppen abwärts, der Gang verzweigte sich, wir nahmen den Mittleren. Überall lag dick der Kot von Fledermäusen, wir mussten aufpassen, dass wir nicht ausrutschten, der fürchterliche Gestank brannte in der Nase, ich hielt mein Taschentuch davor. Plötzlich verschloss eine schwere Eichentüre den Weg, im Handumdrehen brach Franz, mit einem Brecheisen, das er vorsichtshalber eingesteckt hatte, das Vorhängeschloss auf, ächzend ließ sich die Tür öffnen. Wir befanden uns in einem großen muffigen Gewölbekeller. An den Wänden waren viele verschieden große Kisten gestapelt.

„Der Schatz!“, rief Franz aufgeregt, „leuchte einmal hierher, ich will nachsehen, was da drin ist.“ Mit lautem Krachen fiel die erste Kiste auseinander.

„Das sind bloß Bilder, kein Goldschatz!“ Enttäuscht machte sich Franz über die nächste Kiste her.

Ich leuchtete auf die Bilder: „Mensch sei vorsichtig - das ist der Schatz! Hier sieh einmal, Marc, Kandinsky, Münter, Macke – ich werd' verrückt, die sind Millionen wert!“ „Das ist Raubkunst! Von der SS eingelagert! Die Geschichten vom Kriegsende sind wahr. Das können wir nicht verkaufen!“ Ich überlegte, hatte mein Großvater das zusammengerafft und ergaunert? Sollte ich das Ansehen meiner Familie im Nachhinein beschmutzen? Großvaters braune Vergangenheit bloßstellen?

„Da gibt es bestimmt einen Schwarzmarkt dafür!“ Franz war begeistert.

„Nein, lass das stehen!“ Ich riss ihm verärgert ein Bild aus der Hand, sodass er stolperte und rückwärts mit dem Kopf auf einen Kistenrand knallte. Erschrocken sprang ich zu ihm, hob seinen Kopf an, eine blutige klebrige Masse quoll heraus. Geschockt starrte ich ihn an, dies kann doch nicht sein, das hatte ich nicht gewollt.

„Franz! Franz!“, er rührte sich nicht mehr – mein Freund war tot.

Ich beaufsichtigte die Baufirma selbst, die die eingestürzte Öffnung einige Tage später wieder zumauerte. Wachsam achtete ich darauf, dass niemand in den Gang ging, und ließ sogar mächtige Gitterstäbe in die neue Fledermausöffnung einsetzen.

Das Gewölbe barg nun ein doppeltes Geheimnis – wie lange wohl?